



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Der
Anekdotenjäger.

Zeitschrift

für das lustige Deutschland.

Zehnter Band.

Nordhausen, 1854 u. 1855.
Verlag von Adolph Büchting.

Die Leonore.

I.

„Kraut, Liebchen, auch!“ sagte mein Vater und schob die Platte mit Sauerkraut meiner Mutter zu. Es war nämlich Sonntag Mittag, und das schwäbische Lieblingsgericht stand auf dem Tische. Der mütterliche Magen konnte zeitweise kein Sauerkraut vertragen und ward alldann mit Blutwurst und geräuchertem Schweinefleisch entschädigt, weshalb Papa für nöthig hielt, auf den Inhalt der Platte aufmerksam zu machen mit den Worten:

„Kraut, Liebchen, auch!“

„Der Mond scheint hell!“ sagte ich halblaut vor mich hin, obgleich eigentlich die Sonne schien. Papa sah mich mit freudestrahlenden Augen an, Mama aber ließ Messer und Gabel fallen, maß erst mich, dann Papa'n mit Bornesblicken und fuhr auf: „So muß auch noch der Dube das närrische Zeug auffangen! Ist aber auch kein Wunder, denn man hört kein geschicktes Wort mehr von Dir. Wenn mir nur das Sappermenttsbuch nicht ins Haus gekommen wäre!“

„O Mutter, Mutter, was mich brennt,

Das lindert mir kein Sakrament!“

sagte ich, und blies mit beiden Backen auf den heißen Inhalt meines Tellers. Gütte Papa mich nicht in Schutz genommen, so wäre ich mit meiner poetischen Reminiscenz übel gefahren. Mama hatte für diesmal genug gespeist, Papa aber hätte mir die ganze Tischbescherung in den Mund gestopft, wenn's möglich gewesen wäre.

Daß unter dem „Sappermenttsbuch“ Gottfried August Bürger's Gedichte gemeint waren, wird der werthe Leser schon errathen haben. Mein Vater war auf eine eigene Art in den Besitz dieses Buches gekommen. Er war Rathsherr und Bäckerobermeister des Städtchens und hatte daneben eine besuchte Weinwirthschaft. Zu seinen besten Kunden in letzterer Beziehung gehörte eine Zeitlang ein junger Schulmeister aus der Nachbarschaft, der, selbst Dichter, große Vorliebe für Gedichte aller Art hatte. Eines Tages überwod der Durst seine Liebe zur Poesie, und in Ermangelung andern verpfändbaren Eigenthums wanderte er mit Bürger's Gedichten in der Tasche der wohlbekannten Schenke zu. Mein Vater war gerade kein Bücher-Liebhaber, der Dichter aber wußte gleich den rechten Ton zu treffen, indem er der lustigen Weingefellschaft das Lied vorbeclamirte: „Frau Schnipfen hatte Korn im Stroh.“ Als er unter allgemeinen Beifall geendet hatte, rief er: „Wer giebt 6 Bagen für das lustige Buch?“ Der Stadtmusikus wollte es darum behalten, mein Vater aber bot 30 fr.; zur großen Freude des Schulmeisters ward der liebe Bürger auf 1 fl. 12 fr. gesteigert, für welche er meinem Vater zugeschlagen ward. So kam der Dichter in unser Haus, und mit ihm der Grund zu mancher ehelichen Fehde.

II.

Mein Vater war bald ganz vernarrt in das Buch, oder eigentlich nicht in das Buch, sondern in die „Leonore“. Mit richtigem Takte hatte er bald diese Ballade als das Beste des ganzen Inhaltes herausgefunden, das allein

die 18 Bogen werth sei, die das ganze Buch gekostet habe. Er hatte selbige auch so oft gelesen, und zwar immer laut gelesen, bis er alle 32 „Verse“ der Reihe nach auswendig hersagen konnte, was bei einem Bäckermeister und Rathsherrn gewiß viel heißen will. Aber mit bloßem Wissen und Hersagen war's bei ihm nicht abgethan, sondern die Begnorie ward für ihn zu einem Kriterium der Wahrheit, das für alle Fälle Rath und Auskunft enthielt und das er überall herbeizog, wie Sancho Pansa seine Sprüchebrüter. —

Der poetische Schulmeister, ermuntert durch den guten Erfolg der ersten Versteigerung, kam bald mit einem andern Buche, „Hagedorn's poetischen Werken“, um es gleichfalls an den Mann zu bringen. Der Hagedorn, meinte er, sei fast noch über den Bürger, aber mein Vater wußte es besser. „Was Hagedorn?“ sagte er, „der muß nichts gewesen sein, als so ein Luftbus und Windbeutel, auf den der Bürger gar nichts gehalten hat; denn sagt er nicht ganz deutlich:

„Den Hagedorn durchsaut der Wind?“

Gegen dies Argument konnte der Antiquar nicht aufkommen.

Wurde ich Morgens geweckt, so geschah es immer mit den Worten:

„Holla, holla, thu' auf mein Kind, schläfst, Liebchen, oder wachst du?“

und kam Nachts der Polizeidiener zum Abbieten der Gäste, so ward er regelmäßig mit den Worten empfangen:

„Und horch, es brummt die Glocke noch,

Die Elfk schon angeschlagen!“

„Sechs Bretter und zwei Brettchen“ war immer das erste Wort, wenn Papa an die Backmulde trat. Zu seinem Leibwesen bestand dieselbe zwar nur aus 3 Brettern und 2 Brettchen; als aber ein neuer Deckel darauf nöthig ward, erhielt Meister Sobel die bestimmteste Weisung, denselben aus 3 Brettstücken zusammenzusetzen, so daß dann wirklich: das Ideal: „6 Bretter und 2 Brettchen“ erreicht war.

Die unserm Hause schräg gegenüberliegende Post gab täglich zweimal Gelegenheit, das

„Hurra, hurra, hopy, hopy, hopy!

Sing's fort in saufendem Galopp“

anzubringen, wiewohl bei dem schlechten Pflaster bloß von hopy, hopy, hopy, entfernt aber nicht von Galopp die Rede sein konnte.

Wurde unser Haus, wie das manchmal der Fall war, überlaufen von „fremden Bäckern, die um Arbeit ansprachen“ oder andern Reisenden, die in „Zehrpennigen“ machten, so brach der Unmuth meines Vaters gewöhnlich in die Worte aus:

„Doch keiner war, der Kundschaft gab,

Von allen, so da kamen.“

Mit Politik, insofern sie sich über die Brodtaxe hinaus erstreckte, gab mein Vater sich nie ab. Wenn aber von seinen Stammgästen etwas verhandelt wurde, das ihm nicht ganz gefiel, konnte er sich nicht enthalten, wenigstens halb laut vor sich hin zu murmeln:

„Geheul, Geheul aus hoher Luft!“

III.

Wie mein Vater bei seiner prosaischen Handthierung auf einmal zu solcher poetischer Weltanschauung sich erheben konnte, ist mir nicht ganz klar. „Wer den Vater kennt, der weiß, er hilft den Kindern“, sagte er oft, sich selbst entschuldigend, und meinte damit seinen Vater. Mein Großpapa hatte nämlich bereinst auch den Varnasch erfliegen (was noch heutigen Tages allensmäßig nachgewiesen werden kann), war aber von seinem Zeitalter total mißkannt worden; denn er wurde wegen eines auf den ersten Bürgermeister verfertigten Pasquills zu 25 Reichthalern Strafe nebst Ausschließung aus dem Collegium der Rathsverordneten verurtheilt. Derartige prosaische Erfahrungen können freilich das beste dichterische Genie niederdrücken, und Großpapa scheint auch nie wieder die Leher ergötzen zu haben. Daß unter solchen Umständen meines Vaters angeerbte Dichtergabe nicht gepflegt worden war, ist leicht zu begreifen; doch ganz unterdrücken ließ sie sich nicht. Wie wir bereits wissen, brach sie später — gerade als er 40 Jahre alt war — hervor, wenn auch nicht producirend, so doch recitirend. Wäre freilich mein Vater statt zu einem Bäcker etwa zu Herrn Friedrich v. Schiller in die Lehre gekommen, so wäre er vielleicht ein besserer Dichter geworden, als Schiller ein Bäcker geworden wäre in meines Vaters Schuhen. Doch, mein Vater war mit seinem Schicksale zufrieden, und die Liebe zu seinem Handwerk hatte durch den Anflug von Poesie nicht gelitten. Ja, der richtige Takt, womit er, wie oben bemerkt, die Leonore als das beste Stück bezeichnete, scheint nicht frei von Handwerksstolz gewesen zu sein; denn es war ihm eine ausgemachte Sache, daß Wilhelm, der Held der Ballade, ein Bäcker gewesen war. Den Beweis dafür fand er gleich in der ersten Strophe, wo es heißt: „und hatte nicht geschrieben“. Denn kein Bäcker schreibe je aus der Fremde nach Hause; wenigstens habe er, so lange er fort gewesen sei, nie geschrieben, (wobei jedoch zu bemerken ist, daß seine „Fremde“ Stuttgart war, 8 Stunden von der Heimath, wo er jeden Samstag Landsteute aus seinem Städtchen, und jeden Monat wenigstens einmal seinen Vater auf dem Fruchtmartt treffen konnte). Die rasende Schnelligkeit des gespenstischen Wilhelm sprach zwar keineswegs für meines Vaters Annahme, indem die Bäcker durch nichts weniger als große Mobilität berühmt sind; dagegen fiel wieder sein ganzes nächtliches Treiben ins Gewicht, wie denn mein Vater in der Fremde immer Nachts 11 Uhr hatte aufstehen müssen. „Bedenkt man noch“, schloß allemal mein Vater dies Kapitel, „die Ehrlichkeit und Redlichkeit des Wilhelm, der auch nach dem Tode noch sein Wort hielt, so kann nur ein ungläubiger Thomas zweifeln, daß er ein Bäcker war.“

IV.

Wer am meisten unter meines Vaters poetischen Ergießungen zu leiden hatte, das war meine Mutter. Wollte sie etwas Vernünftiges mit ihm sprechen, so kam er mit einem Vers aus der Leonore angerückt, wie etwa: „O Mutter, Mutter, eiler Wahn!“ und ward er nicht verstanden, so verbeutlichte er sich durch einen andern Vers. Darüber gab's denn oft Ehestandsscenen, denen mein Vater meist dadurch ein Ende machte, daß er die Rüge nahm, sich abschob und unter der Thüre noch hören ließ:

„Sie weiß nicht, was die Zunge spricht,
Behalt ihr nicht die Sünde.“

Was Mama am tiefsten betrübte, war der gottlose, heidnische Inhalt des Buches, insbesondere der Leonore. Sie hatte auch Sinn für Poesie, aber nur insoferne diese der Kirche diene, und sie war recht erbaut, wenn sie in ihrem alten Gesangbuch Verse las, wie der:

„Hilf Gott, daß mir's gelinge,
Du edler Schöpfer mein,
Den Vers in Reim zu zwingen,
Zu Lob den Namen dein.“

Aber die Haare standen ihr zu Berge, wenn sie hören mußte:

„O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?“

während mein Vater meinte, daß seien gerade die schönsten Stellen, wo's einem so ordentlich den Rücken hinab krabble. Sobann hatte Mama große Angst um mich. Sie fürchtete, und wie man aus dem Anfang weiß, nicht ohne Grund, ich möchte vom Vater etwas auffchnappen, und so schon in früher Jugend im Kopf verrückt werden. Papa aber hatte große Freude über meine Gesehrigkeit, und betrachtete sie als ein sicheres Pfand, daß die in unserer Familie erblichen Anlagen auch im dritten Gliede unverkümmert zu Tage kommen würden.

Vielen Kummer machte es ihm, daß er Bürgern nicht schon vor meiner Geburt zu Handen bekommen hatte, denn in diesem Fall wäre ich unfehlbar „Wilhelm“ getauft worden, während ich nun den unpoetischen Namen Jakob führe. Lange hoffte er auf eine Tochter, natürlich eine Lenore, aber umsonst. Einigen Trost gewährte es ihm, daß wenigstens sein Name, Gottlob, nicht vergessen war, was ihm Gelegenheit gab, etliche Mal des Tages ein „Gottlob! rief Kind und Gattin laut“ anzubringen.

Als eines Tages Papa ins Korn gefahren war, ward dem lieben Bürger ein schmachliches Schicksal zu Theil; denn er wanderte von dem Ehrenplatz neben dem Prebichtbuch in meiner Mutter Hand, von da auf die Ofengabel und von der Ofengabel in den Ofen. Aber was war damit gewonnen? Ich und Papa kannten die Lenore bereits auswendig, und als letzterer einige Wochen später einmal vom Fruchtmart in Stuttgart nach Hause kam, zog er einen schönen Band mit Goldschnitt aus der Tasche und hielt ihn der Mutter triumphirend vor: „Ach, laß sie ruhn, die Todten!“ Unangefochten prangte von da an Bürger in verschönerter Gestalt wieder auf dem Ehrenplatz und Mama hatte endlich mit stummer Resignation sich in das Schicksal ergeben, zeitlebens ihres Ehegemahls Liebe mit der Lenore theilen zu müssen.

V.

Aber das Unglück, das schon meinem Großvater die Dichtkunst entleidet hatte, brach auch über meinen Vater herein. Mit seiner Lenore hatte er sich den und jenen zu Feinden gemacht. Zuerst die zwei Schulmeister des Städtchens, sonst seine Stammgäste. Nicht gar fein hatte er oft auf ihre Accidenzien bei Leichen angespielt mit den Worten: „Der Tod, der Tod ist mein Gewinn“, und als einmal eine Leiche unter dem Gesang der Schul-

meister nebst Schuljugend vor unserm Hause vorbeigetragen wurde, konnte er sich nicht enthalten, Jedermann hörbar zum Fenster hinaus zu deklamiren:

„Das Lied war zu vergleichen,
Dem Untertuf in Leichen.“

Die Sänger kamen von da an nimmer in unser Haus, und erzwangen nicht, meinen Vater als einen frivolen Spötter zu verrufen. Noch mehr aber galt er als solcher, als er gar einmal Sr. Hochwürden, den Herrn Stadtpfarrer, mit seiner Lenore zusammenbrachte. Mein Oheim, der jüngste Bruder meiner Mutter, hielt Hochzeit, der ganze Zug war geordnet und trat eben den Weg zur Kirche an, als mein Vater heraußplakzte:

„Komm Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!“

Er beachte dabei nicht, was sein Bürger an einem andern Ort sagt: „Wenn's der Pastor erführe, der keinen Spas versteht!“ — denn der Pastor erfuhr's und verstand solchen Spas nicht. Auf Anordnung meiner Mutter wurde zwar durch doppelte Kopulationsgebühren weiteren Folgen vorgebeugt, aber Papa stand einmal im schwarzen Register und war nicht gewichtig worden.

Bald darauf sollte ein neuer Bürgermeister gewählt werden. Das ganze Städtchen theilte sich in zwei Parteien; die eine für den fetterigen Bürgermeister Kapp, die andere für den Rathsherrn und Reggersbermeister Gahn. Der erstere war von oben herab sehr empfohlen, der andere war der Oppositionskandidat. Mein Vater war eine Zeitlang unschlüssig, zu welcher Partei er sich schlagen solle; auf einmal aber fuhr er auf, griff nach seinem Bürger, schlug etwas nach, fing an unmäßig zu lachen und stürzte über Kopf und Hals mit dem Buch zum Haus hinaus. Den ganzen Tag that er sehr geheimnißvoll, und als ihn Abends die Gäste um seine Meinung über die Wahl fragten, sagte er bloß: „Wartet nur, morgen, morgen!“ Des andern Tages, einem Samstag, laß Jedermann im Wochenblättchen:

Wahlsache.

Kapp, Kapp, mich dünkt, der Gahn schon ruft,

Bald wird der Sand verrinnen!

Kapp, Kapp, ich witt'ze Morgenluft,

Kapp, tummle dich von hinnen!

Abends und den folgenden Sonntag war unsere Stube so voll wie noch nie. Montags war die Wahl, Gahn siegte mit bedeutender Mehrheit, und „Goch bäumte sich, wild schnob der Kapp!“ sagte mein Vater.

Am folgenden Morgen erschien der Gerichtsdienner und lud ihn auf 8 Uhr vor's Bezirksgericht.

„Gilt Gott, hilf, geh' nicht ins Gericht

Mit deinem armen Kinde!“

sagte der Vater, vor Schreden blaß; er war sein Lebtag noch in kein Protokoll gekommen, und hatte vor dem Gericht allen Respekt. Die Mutter aber lamentirte: „Wete Du lieber, Gott soll mit Dir ins Gericht gehn, wirf's wohl brauchen können! Du wirst sehen, wie's Dir geht! Ach, das verdammte Buch!“

Vor Gericht ward meinem Vater erbhört, daß er vom Herrn Bürger-

meister Kapp wegen verübter Ehrenkränkung, beziehungsweise Amtsehrender Leibung, belangt, und demgemäß in Anklagestand versetzt sei. Er zog ruhig den Bürger aus der Tasche, und wies die Quelle, aus der er geschöpft hätte. Damit sei er nicht entschuldigt, ward ihm entgegen, er könne zwar Stellen aus beliebigen Dichtern citiren, aber sie in gehässiger Weise anwenden, wie geschehen, stehe ihm nicht zu. Der Vers führe die Aufschrift: Wahlsache, es habe ihn also Jedermann auf Herrn Bürgermeister Kapp bezogen, und er als Einsender habe dafür einzustehen. Die „gehässige Weise“ bezog sich namentlich auf die Stelle: „Bald wird der Sand verrinnen“: denn beim Bau des neuen Rathhauses war der Bürgermeister in Verdacht gekommen, für Sandfuhrn, die doch in der Frohne, also unentgeltlich verrichtet worden waren, circa 150 fl. in Anrechnung gebracht zu haben. Die Sache war damals vertuscht worden; durch meines Vaters, oder eigentlich Bürgers Sand aber kam sie überall in Erinnerung, und mag keine kleine Ursache von Kapp's Durchfall bei der Wahl gewesen sein. Mein Vater zog zwar durchaus in Abrede, an Rathhausand gedacht, oder mit dem „Kapp, tummle dich von hinnen“ irgend etwas Ehrenrühriges beabsichtigt zu haben, aber er kam damit nicht durch. Das Ende vom Liede war, daß er, nachdem er ungefähr zehnmal vor Amt gewesen war, zu acht Tagen Bezirks-Gefängniß, 30 fl. Strafe und in die Kosten verurtheilt wurde. Der Vers: „Rasch auf ein eisern Gitterthor“ ging zwar an ihm nicht in Erfüllung, denn das Gefängniß brachte er auf dem Wege der Gnade noch weg; wenn er aber Strafe, Kosten und Gnadenweg zusammenrechnete, so kam ihn die Geschichte auf wenigstens 100 Gulden, von Aerger, Angst und Schimpf nicht zu reden. Als er das Geld ins Amt getragen hatte und wieder heim kam, nahm er den Bürger mit dem Goldschnitt und verfuhr damit, wie einst Rama mit dem ersten Exemplar. Von allen Versen Bürgers läßt er seitdem zur großen Freude meiner Mutter nichts mehr hören, als hie und da ein halblautes:

„Gebuld, Gebuld, wenn's Herz auch bricht!“

(Flieg. Bl.)